

Anti-ableistisches Kuratieren – Künstlerische Räume anders denken

von Noa Winter

Email: winter@sophiensaale.com // Social Media: @QueerCripPain

Mein Name ist Noa Winter und ich freue mich, heute mit euch meine Gedanken zum Thema anti-ableistisches Kuratieren und der daran anschließenden Frage nach dem Anders-Denken künstlerischer Räume zu teilen. Zu Beginn ein paar Worte zu meiner Person und zur Barrierefreiheit dieses Videos: Ich spreche aus einer *weißen*, queeren, behinderten und chronisch kranken Perspektive. Mein Arbeitsschwerpunkt liegt in den Bereichen Disability Arts und Anti-Ableismus. Keine Sorge, was ich damit meinem, werde ich im Laufe des Videos erklären. Da ein aufgezeichnetes Video keine Rückmeldungen bezüglich des Sprechtempos vonseiten der Zuhörer*innen oder der Gebärdensprachdolmetscher*innen ermöglicht, werde ich mich bemühen langsam zu sprechen und – da ich das gerne mal vergesse – ausreichend Sprechpausen zu machen. Ich werde keine Bilder oder Texte einblenden. Während des gesamten Videos seht ihr mich mit mehreren Kissen im Rücken auf meinem Bett sitzen. Ihr könnt mir aber auch nur zuhören.

Ich wurde zu dieser Veranstaltung eingeladen, um über das Thema Kuratieren zu sprechen. Allein das ist schon ungewöhnlich. Nicht, weil es mir in diesem Bereich an Expertise fehlen würde, sondern weil es fast nie vorkommt, dass meine Expertise als behinderte Person, die noch dazu oft unter anderen Berufsbezeichnungen arbeitet, in diesem Bereich wahrgenommen wird. Der Großteil der Anfragen, die ich für Vorträge oder Workshops im Kulturbereich bekomme, dreht sich um die Themen Barrierefreiheit oder Diversität und Inklusion. Anfragen zu künstlerischen Themen sind eine absolute Seltenheit.

Die öffentliche Sichtbarkeit behinderter und tauber Künstler*innen nimmt zu – zwar noch viel zu langsam, aber ich denke, auf diese Grundtendenz können wir uns alle einigen. Doch wo sind die behinderten Kurator*innen? Wer fördert sie? In den Darstellenden Künsten sind Kurator*innen meist die Menschen, die für ein Festival oder ein Haus der freien Szene über das Programm entscheiden. Nicht alle diese Menschen tragen auch den Titel Kurator*in – wir kennen sie zum Teil als Künstlerische Leitung oder auch als Dramaturg*innen. Wenn ich in diesem Vortrag von Kurator*innen sprechen, meine ich damit weit gefasst Personen, die – unabhängig ihrer Berufsbezeichnung – Entscheidungen im Kunst- und Kulturbetrieb treffen: Wer darf bei einer Veranstaltung sprechen, welche Performances werden gezeigt, wer

bestimmt den Zeitplan einer Veranstaltung, wer darf ein Projekt leiten usw. – all das sind für mich kuratorische Fragen.

Mich selbst als Kurator*in zu bezeichnen, ist auch die bewusste Aneignung eines Begriffs, der im Kunst- und Kulturbetrieb Personen in Machtpositionen vorbehalten ist. Sie sind selten queer, noch seltener BIPOCs und schon gar nicht behindert.

Warum ist das so?

Während ich diesen Vortrag schreibe, lese ich die englische Übersetzung des neu erschienen Manifests von Al. Di. Qua, eines Zusammenschlusses behinderter Künstler*innen aus Italien. Ich möchte an dieser Stelle ein Zitat mit euch teilen, das ich für diesen Vortrag ins Deutsche übersetzt habe. Sie schreiben:

„Habt ihr uns jemals gefragt, ob wir diese „inkluisiven Projekte“ wollen? Bemerkt ihr den Unterschied zwischen dem „Geben autonomer Räume“ und dem „Gewähren kontrollierter Räume“?

Uns wurde gesagt, dass unsere Marginalisierungserfahrungen anders sind als die anderer Minderheiten. Uns wurde beigebracht, um Erlaubnis zu fragen, und „Danke, es tut uns Leid“ zu sagen. Uns wurde befohlen, nicht zu fordern. Es gab immer Spezialist*innen, Fachkräfte, Künstler*innen, um zu erklären, wer wir sind und was wir tun sollen. [...]

Wenn ihr euch umschaut: Wie viele behinderte Menschen seht ihr in Leitungs-, Entscheidungs- und Machtpositionen? Was ist der Unterschied zwischen eine Stimme hörbar machen und sich diese Stimme aneignen?“ [Zitat Ende]

Schaut euch um: Wie viele behinderte Menschen seht ihr in Leitungs-, Entscheidungs- und Machtpositionen?

Wie bereits gesagt: Im deutschsprachigen Raum nimmt die Sichtbarkeit behinderter und tauber Künstler*innen zu – und das ist gut so. Bei genauerem Hinsehen fällt jedoch auf, dass sie meist nur im Rahmen kontrollierter Räume, also z.B. im Rahmen sogenannter mixed-abled Projekte sichtbar werden dürfen. Diese werden in der Regel von nichtbehinderten Personen organisiert und geleitet. In den seltensten Fällen sind es Räume, in denen die Entscheidungs- und Leitungsmacht tatsächlich bei behinderten Kulturschaffenden liegt.

Wer dies kritisiert, hört viel zu oft Argumente wie:

„Wir sind noch nicht so weit. Das braucht Zeit.“

Oder:

„Aber es gibt doch diese eine Person, du weißt schon wer, die auch eigene künstlerische Arbeiten macht.“

Oder:

„Bei gleicher Eignung, Befähigung und Qualifikation werden Menschen mit anerkannter Schwerbehinderung bevorzugt berücksichtigt.“

Um diesen Argumenten etwas entgegenzusetzen, brauchen wir eine machtkritische Perspektive. Und genau hier kommt Ableismus ins Spiel. Wenn ich von Ableismus spreche, meine ich die gesellschaftliche Bewertung von Körpern und Verhaltensweisen und die damit verbundene Hierarchisierung von Fähigkeiten. Ableismus ist eng verwoben mit anderen gewaltvollen Strukturen, wie z.B. Kapitalismus oder Rassismus. Dementsprechend ist Behinderung keine notwendige Bedingung, um Ableismus zu erfahren – ebenso wie nicht nur Frauen von Sexismus betroffen sind. Die strukturelle Diskriminierung behinderter Menschen ist jedoch ein wesentlicher Effekt von Ableismus.

Folglich meint Ableismus viel mehr als Behindertenfeindlichkeit, also z.B. das Beschimpfen sichtbar behinderter Menschen als „Krüppel“. Deswegen nimmt Anti-Ableismus – wie etwa Anti-Sexismus oder Anti-Rassismus – Strukturen aus machtkritischer Perspektive in den Blick. Es geht also nicht um diskriminierende Einzelerfahrungen. Das heißt nicht, dass diese Erfahrungen ihre Wichtigkeit verlieren, sondern dass sie als Symptome einer gesellschaftlichen Struktur betrachtet werden. Je mehr behinderten Menschen wir zuhören, desto mehr können wir über diese Struktur und ihre Mechanismen der Bewertung und der Abwertung lernen. Und weil unsere Gesellschaft ableistisch strukturiert ist, werden wir alle – ob behindert oder nichtbehindert – ableistisch sozialisiert. Das heißt, wir verinnerlichen bereits als Kinder, wie unsere Gesellschaft Körper und Verhaltensweisen bewertet.

Nehmen wir zum Beispiel das Thema Sprache: Während oft unhinterfragt vorausgesetzt wird, dass wir uns alle in deutscher Laut- und Schriftsprache verständigen können, kämpfen taube Menschen noch immer um die Anerkennung der Deutschen Gebärdensprache als ebenso vollwertige Sprache. Und auch bei Veranstaltungen, an denen Menschen mit Lernschwierigkeiten beteiligt sind, gibt es – selbst beim Thema Inklusion – häufig keine Verdolmetschung in Leichte Sprache.

Aber Ableismus bewertet nicht nur unterschiedliche Sprachen, sondern prägt auch, wie wir über Behinderung sprechen: Zum Beispiel, wenn immer wieder von den „besonderen Bedürfnissen“ behinderter Menschen die Rede ist. Oft verbergen sich dahinter ganz alltägliche Selbstverständlichkeiten, wie z.B. das Bedürfnis behinderter Menschen bei einer Veranstaltung die Toilette benutzen zu können.

An dieser Stelle folgt ein kurzer Einschub, um zu verdeutlichen, wie mich internalisierter, also verinnerlichter Ableismus bei der Konzeption dieses Vortrags begleitet: Während ich diese Zeilen schreibe, beobachte ich mich selbst und meine eigenen Gedanken der Selbstzensur. Kann ich das wirklich so schreiben? Sollte ich diesen oder jenen Absatz nicht lieber wieder streichen? Denn ich weiß genau, wie häufig behinderte Kunst- und Kulturschaffende als „schwierig“, „anstrengend“, „fordernd“, „emotional“ oder sogar „aggressiv“ gelabelt werden, wenn sie öffentlich für ihre Rechte eintreten. Ich habe dabei sogar ein Muster beobachten können: Es macht oft einen großen Unterschied, ob die identischen Forderungen von der behinderten Person selbst oder von ihren nichtbehinderten Kolleg*innen oder Produzent*innen gestellt werden – auch das ist ein Ausdruck ableistischer Strukturen.

Zurück zu den Argumenten, welche machtkritischen Forderungen häufig entgegengesetzt werden, und der Frage, warum gerade diese Gegenargumente häufig ebenso ableistisch sind. Beginnen möchte ich mit dem Satz, der sich in leichter Variation auf fast jeder Stellenausschreibung finden lässt:

„Bei gleicher Eignung, Befähigung und Qualifikation werden Menschen mit anerkannter Schwerbehinderung bevorzugt berücksichtigt.“

Mal davon abgesehen, dass bei Weitem nicht alle Menschen, die von Behinderung beziehungsweise Barrieren betroffen sind, über einen Schwerbehindertenausweis verfügen, blendet dieser Satz die strukturelle Diskriminierung aus, die behinderte Kulturschaffende in der Aus- und Weiterbildung erfahren. Wie soll ich eine gleiche Qualifikation wie nichtbehinderte Bewerber*innen vorweisen, wenn künstlerische Ausbildungsgänge wie auch Praktika und Hospitanzen für mich aufgrund von baulichen und kommunikativen Barrieren oder schlichtweg aufgrund von Vorurteilen der dortigen Mitarbeiter*innen nicht zugänglich sind? Dass außerdem Befähigung bereits selbst ein ableistischer Maßstab ist, sollte anhand der Bewertung unterschiedlicher Sprachkenntnisse bereits deutlich geworden sein.

Kommen wir zum nächsten Gegenargument:

„Aber es gibt doch diese eine Person, du weißt schon wer, die auch eigene künstlerische Arbeiten macht.“

Diese klassische Verteidigungshaltung wird aus machtkritischer Perspektive mit dem Begriff Tokenismus beschrieben. Egal ob Frau, Person of Colour oder Mensch mit Behinderung – vermeintlich „trotz allem“ erfolgreiche Einzelbeispiele werden dazu genutzt, um von struktureller Diskriminierung abzulenken. Nur weil eine behinderte Person einen gewissen Status im Kunst- und Kulturbetrieb erreicht hat, lassen sich aus dieser Tatsache noch keine Rückschlüsse über den Abbau diskriminierender

Strukturen in der jeweiligen Ausbildungs- oder Kulturinstitution sowie dem Fördersystem ziehen. Zudem lässt sich ein Muster erkennen, sobald wir diese Tokens genauer betrachten: Häufig sind sie *weiß* und/oder männlich und/oder Personen mit geringem beziehungsweise vermeintlich unkompliziertem Barrierefreiheitsbedarf. Fast nie sind es Personen of Colour oder Menschen mit vermeintlich kompliziertem Barrierefreiheitsbedarf, der die zentralen Strukturen – z.B. die Arbeitszeiten oder die Arbeitssprache – des Kunst- und Kulturbetriebs angreifen.

Wohl am Beliebtesten ist jedoch die folgende Verteidigungshaltung:

„Wir sind noch nicht so weit. Das braucht Zeit.“

Ja, sich neue Formen der Zusammenarbeit zu erarbeiten braucht Zeit. Aber genau diese Zeit müssen wir uns nehmen. Und in den aktuellen Strukturen liegt es in den meisten Fällen in der Entscheidungsgewalt nichtbehinderter Menschen, ob sich diese Zeit genommen wird oder ob stattdessen ableistische Formen der Zusammenarbeit fortgeführt werden – ggf. mit leichten Anpassungen verpackt als wohlmeinende Zugeständnisse an die sogenannten besonderen Bedürfnisse der behinderten Mitstreiter*innen.

Vielleicht fragen sich einige von euch jetzt: Aber ist nicht genau das, was du hier kritisierst, bereits mit dem Begriff Inklusion gemeint?

Die Antwort ist: Ja und Nein.

Denn das Problem ist: Unsere Gesellschaft versteht Inklusion falsch. Der Begriff wird genutzt, aber nicht verstanden – auch im Kunst- und Kulturbetrieb. Mit der Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention vor inzwischen bald 12 Jahren wurde Stück für Stück das Wort Integration durch Inklusion ersetzt. Ein Blick auf die aktuelle, vermeintlich inklusive Kunst- und Kulturpraxis zeigt jedoch: Behinderte Menschen dürfen zwar mitmachen, aber in den seltensten Fällen mitbestimmen. Strukturen werden so minimal wie möglich angepasst. Und es wird nach wie vor erwartet, dass sich behinderte Menschen – auf eigenen Kosten und durch nie enden wollende Mehrarbeit – soweit wie nur irgendwie möglich in die etablierten Strukturen einfügen. Doch wer die Idee hinter dem Begriff Inklusion ernstnimmt, muss bereit sein, nachhaltig an strukturellen Veränderungen zu arbeiten.

Warum dies nicht längst gelebte Praxis im Kunst- und Kulturbetrieb ist, lässt sich einfach beantworten:

Inklusion – im Sinne einer strukturellen Veränderung – ist ungemütlich: Und zwar vor allem für die Personen, die über Privilegien verfügen und unterstützt durch diese Privilegien in Entscheidungs-, Macht- und Leitungspositionen gelangt sind.

Hier kommt die machtkritische Dimension von Anti-Ableismus ins Spiel. Die Art, wie Inklusion aktuell im Kunst- und Kulturbetrieb gelebt wird, ist weit entfernt von den strukturellen Veränderungen, die eine weitreichende und wirkungsvolle Selbstbestimmung behinderter Menschen ermöglichen würden. Deswegen ist Anti-Ableismus, also die Reflexion und aktive Bekämpfung der diskriminierenden Strukturen, die machtkritische Antwort auf Inklusion im Kunst- und Kulturbetrieb.

Wenn es um Ausschlüsse geht, wird häufig das Bild genutzt, welche Personen einen Platz am Tisch haben und welche nicht. Der Tisch ist eine Metapher, ein Bild für Gesprächs- und Entscheidungssituationen. Damit ist er für mich auch ein Sinnbild für den Prozess des Kuratierens. Zur Erinnerung: Zu Beginn habe ich Kuratieren als die Arbeit des Entscheidens, Organisierens und Planens definiert.

Doch die Entscheidung für den Tisch ist bereits gefallen und er steht mitten im Raum, bevor es behinderten Menschen überhaupt erlaubt ist, diesen zu betreten. Niemand fragt, ob eine Person mit chronischen Schmerzen gut an diesem Tisch sitzen kann. Niemand fragt, für wen der Tisch die geeignete Höhe hat. Niemand fragt uns, der Tisch ist bereits eine gesetzte Größe. Eine Struktur, von nichtbehinderten Menschen erdacht und gebaut, die nicht zur Debatte steht.

Der Begriff Kuratieren geht zurück auf das lateinische Wort *curare*. Übertragen ins Deutsche bedeutet dies: verwalten. Oder: Sorge tragen. Für mich ist Kuratieren die Praxis des Sorge-Tragens und damit eine Herzensangelegenheit. Es ist der Wunsch, in meiner künstlerischen, organisatorischen und aktivistischen Arbeit Sorge tragen zu dürfen, für behinderte und taube Kulturschaffende. Zu fragen und Räume danach auszurichten, was sie brauchen, um selbstbestimmt arbeiten zu können. Immer wieder zu lernen, wo Barrieren für andere behinderte und taube Menschen liegen, die mich nicht betreffen – und die ich selbst mit aufrechterhalte. Dieser Lernprozess ist zentraler Bestandteil anti-ableistischen Kuratierens.

Was bedeutet das ganz praktisch?

Um bei der Metapher des Tisches zu bleiben: Wenn ich von anti-ableistischen Räumen spreche, ist das letzte, was ich mir wünsche, ein anders besetzter oder neu gebauter Tisch. Stattdessen stellt sich für mich die Frage: Wieso überhaupt ein Tisch, wenn wir längst wissen, dass dieser nicht für alle barrierefrei ist und es vielleicht auch nach vielen Umbauten nie sein wird? Und, vor allem, wenn wir längst bessere Lösungen gefunden haben?

Auch hier liegt die Antwort auf der Hand: Die Mehrheitsgesellschaft und auch der Kunst- und Kulturbetrieb möchten an der Tischstruktur festhalten, weil es so für privilegierte Personen am Gemütlichsten ist. Dazu kommt, dass behinderten

Menschen über Jahrzehnte beigebracht wird, sich anzupassen und entweder möglichst geringe oder am Besten gar keine Forderungen zu stellen.

Genau diese Strukturen stellt anti-ableistisches Kuratieren infrage:

Warum werden uns behinderten Menschen nicht die Ressourcen, die Zeit, die Räumlichkeiten und das Geld gegeben, um Räume nach unseren Bedingungen zu schaffen? Und zwar ohne, dass immer noch mindestens eine nichtbehinderte Person in einer Machtposition dabei sein muss?

Denn es geht nicht nur darum, wer spricht, wer choreographiert, wer den Workshop leitet. Natürlich ist es wichtig, dass behinderte und taube Menschen im Kunst- und Kulturbetrieb sichtbar werden können und gehört werden. Was jedoch selten diskutiert wird, ist die Frage, wie – und vor allem von wem – entschieden wird, wer überhaupt eingeladen wird. Denn diese Entscheidungen werden in der Regel weiterhin von nichtbehinderten Organisator*innen, von nichtbehinderten Kurator*innen getroffen. Sie fungieren als Gatekeeper*innen, als Wächter*innen darüber, welche behinderten und tauben Menschen Zugang erhalten und an Veranstaltungen oder künstlerischen Projekten teilnehmen dürfen. Und sie entscheiden, welche Strukturen es gibt, z.B. wie viele Stunden an einem Tag geübt oder wie viele Pausen bei einer Tagung eingeplant werden.

Deswegen ist es wichtig, dass alle künstlerischen, finanziellen, personellen und strukturellen Entscheidungen bereits von behinderten und tauben Menschen bestimmt werden. Wen möchten wir einladen? Welche Themen finden wir interessant? Welche sind schon so durchgekaut, dass wir sie nicht mehr hören können? Und welche Strukturen brauchen wir überhaupt, um gut arbeiten zu können?

Genau diese Gespräche möchte ich führen und auf Basis ihrer Räume schaffen. Und ich möchte in Räumen zu Gast sein dürfen, die von anderen behinderten und tauben Menschen in kreativer Weise nach ihren eigenen Bedürfnissen kuratiert wurden. Räumen, in denen unser internalisierter Ableismus nicht mehr die Oberhand gewinnt. In denen all die verinnerlichten Zweifel, die wir durch das Leben in einer ableistischen Gesellschaft mit uns tragen, in den Hintergrund treten dürfen, ohne dass wir uns für sie schämen müssen. Räume, in denen wir aufhören können, uns ständig zu hinterfragen: Bin ich zu viel? Ist meine Behinderung und die damit verbundenen Bedürfnisse an Barrierefreiheit zu viel? Hätte ich weniger ehrlich sein sollen, weniger direkt? War ich zu laut, zu emotional? Hätte ich meine Bedürfnisse an diesen Raum lieber mit mir selbst ausmachen sollen? Habe ich mir dadurch jetzt eine zukünftige Jobchance verbaut? Hätte ich nicht vielleicht... STOP.

Das muss aufhören. Wir haben jedes Recht, Forderungen an einen Raum zu stellen. Unsere Bedürfnisse sind keine Belastung, sie sind wertvoll. Und es ist unser gutes Recht, emotional zu reagieren, wenn wir immer und immer wieder Ausschlüsse erfahren. Emotionalität negativ zu bewerten ist ableistisch. Es ist ein Mechanismus der Mehrheitsgesellschaft, um berechnete Forderungen marginalisierter Menschen zu negieren und sie damit erneut als nicht berechnete abzutun. Menschenrechte bleiben Menschenrechte, egal in welchem Ton und auf welche Weise sie eingefordert werden.

Achtung – jetzt wird es nochmal unangenehm: Wenn wir über Anti-Ableismus sprechen, müssen nicht nur über Macht, sondern vor allen Dingen auch – ganz praktisch – über Geld sprechen. Wieso werden bei Veranstaltungen wie dieser so oft nichtbehinderte Menschen bezahlt, um über Formen der Barrierefreiheit und deren kreativen Einsatz zu sprechen? Und das, während gerade die Menschen außen vor bleiben, die zum einen auf diese Formen der Barrierefreiheit angewiesen und zum anderen – und das ist hier besonders von Bedeutung – entscheidend für deren Mit- und Weiterentwicklung verantwortlich sind? Als Nutzer*in und Mit-Entwickler*in von Relaxed Performances brauche ich keine nichtbehinderte Person, die mir diese erklärt und dabei das Erfahrungswissen behinderter Menschen vereinnahmt – ein Vorgang, den ich mit behinderten Verbündeten gerne in Anlehnung an Mansplaining als Able-Splaining bezeichne. Ebenso unangebracht wäre es, wenn ich hier als hörende Person allein über den kreativen Einsatz von Gebärdensprache sprechen würde, statt meine hörenden Privilegien zu nutzen und diesen Job an eine taube Person zu vermitteln.

Aktuell nimmt das allgemeine Interesse im Kunst- und Kulturbetrieb an Barrierefreiheit immer weiter zu – zum Glück! Denn es ist mehr als überfällig, dass auch der Kunst- und Kulturbetrieb beginnt, sich seiner bereits viel zu lange versäumten menschenrechtlichen Verantwortung bewusst zu werden. Doch leider bedeutet das auch, dass kapitalistische Mechanismen vor diesem Thema nicht haltmachen. Hier zeigt sich, wie an vielen anderen Stellen, die Verflechtung von Ableismus und Kapitalismus: Immer mehr nichtbehinderte Akteur*innen sehen hierin eine zusätzliche Einnahmequelle. Und natürlich ist es für Veranstalter*innen und Kulturinstitutionen bequemer, nichtbehinderte Menschen für eine Beratung oder einen Vortrag zu engagieren – schließlich müssen so keine strukturellen Anpassungen vorgenommen werden und es fallen keine zusätzlichen Kosten für die Barrierefreiheit der Berater*innen an. Auf diese Weise werden im Zuge der Öffnung für Barrierefreiheitsthemen immer wieder ableistische Strukturen reproduziert.

Doch gerade in solchen Situationen, mit denen sowohl Geld als auch kulturelles Kapital – also zum Beispiel Ansehen innerhalb der Kulturlandschaft und Netzwerkmöglichkeiten – verbunden sind, ist es unabdingbar eine anti-ableistische Haltung einzunehmen: Niemals ohne uns über uns. So zeigt sich hier ganz praktisch,

wie Privilegien funktionieren: Durch nichtbehinderte Privilegien können entweder weiter Privilegien für die eigene Person angesammelt werden – oder sie können dafür eingesetzt werden, behinderten und tauben Expert*innen bezahlte Jobs, Netzwerke und Sichtbarkeit in der Kunst- und Kulturlandschaft zu ermöglichen.

Natürlich können behinderte und nichtbehinderte Personen weiterhin zusammenarbeiten. Es sollte jedoch jeder behinderten Person selbst überlassen sein, welche nichtbehinderte Person sich für sie in einer Weise als Verbündete erwiesen hat, dass sie sich eine solche Zusammenarbeit vorstellen kann. Auch ich arbeite regelmäßig mit nichtbehinderten Personen – und weiß daher aus Erfahrung, wie anstrengend und belastend oder wie kreativ und furchtbar diese Arbeit sein kann, je nachdem, ob die nichtbehinderte Person dazu bereit ist, über die gesellschaftlichen Machtstrukturen und die damit verbundenen nichtbehinderten Privilegien, die sie innehat, zu reflektieren.

Zum Abschluss möchte ich euch einen Ausschnitt meines Manifests für anti-ableistisches Kuratieren vorstellen:

- 1) Behinderte und taube Menschen müssen in allen Berufen des Kunst- und Kulturbetriebs vertreten sein und alle künstlerischen, finanziellen, personellen und strukturellen Entscheidungen mitbestimmen. Wer behinderte und taube Künstler*innen nur auf der Bühne sehen will, wo sich diese öffentlichkeitswirksam vermarkten lassen, verfestigt ableistische Strukturen. Behinderte und taube Künstler*innen gehören in jedes Programm, nicht in als inklusiv gelabelte Programmschwerpunkte.
- 2) Anti-ableistisches Kuratieren denkt intersektional, setzt sich machtkritisch mit verschiedenen Formen der strukturellen Diskriminierung auseinander und zentriert die Erfahrung mehrfachmarginalisierter Menschen.
- 3) Anti-ableistisches Kuratieren lebt von der diversen Repräsentation von Behinderung. Wer nur an sichtbar nicht-normativen Körpern interessiert ist, verkennt die Diversität von Behinderungserfahrungen.
- 4) Anti-ableistisches Kuratieren ist von denjenigen Prinzipien geleitet, die den Lebens- und Arbeitsweisen behinderter und tauber Menschen entsprechen. Hierzu zählen insbesondere eine Vielfalt der Kommunikationsformen und Zeitlichkeiten, z.B. *deaf time* und *crip time*.
- 5) Anti-ableistisches Kuratieren schafft Safer Spaces für behinderte und taube Kulturschaffende, um einen geschützten Austausch zu ermöglichen. Ziel dieser

Räume ist die Stärkung und Emanzipation behinderter und tauber Menschen im Kunst- und Kulturbetrieb.

- 6) Anti-ableistisches Kuratieren stärkt die Zusammenarbeit behinderter und tauber Künstler*innen, insbesondere wenn diese unterschiedliche Barrieren erfahren. Behinderte und taube Künstler*innen sind Expert*innen ihrer eigenen Barrieren und Bedürfnisse und können Expert*innen darin werden, sich gegenseitig zu unterstützen.
- 7) Barrierefreiheit ist die Grundvoraussetzung einer jeden Form anti-ableistischen Kuratierens. Dies gilt auch, wenn dadurch nichtbetroffene Menschen ihre Komfortzone verlassen müssen. Sie ist weder an Bedingungen geknüpft, noch muss sie von behinderten und tauben Menschen eingefordert werden.
- 8) Ausschlüsse behinderter und tauber Menschen, die auf ableistische Kurationsentscheidungen (wie z.B. zu enge Zeitpläne) zurückzuführen sind, sind nicht hinzunehmen. Dies gilt insbesondere, wenn als vermeintliche Begründung dieser Ausschlüsse die unterschiedlichen Bedürfnisse verschiedener Personengruppen gegeneinander ausgespielt werden.
- 9) Anti-ableistisches Kuratieren bedeutet, an der eigenen Kritikfähigkeit zu arbeiten. Hört behinderten und tauben Menschen zu, die eure Arbeit kritisieren, und macht euch bewusst, dass sie niemandem zur Dankbarkeit verpflichtet sind.
- 10) Anti-ableistisches Kuratieren verschreibt sich der Ermöglichung selbstbestimmter Arbeitsweisen behinderter und tauber Kulturschaffender. Sie sind nicht verpflichtet, die eigenen Behinderungserfahrungen in ihrer Arbeit zu thematisieren.

Abschließend ist es mir wichtig, erneut darauf hinzuweisen, dass anti-ableistisches Kuratieren ein Prozess der Reflexion und des Lernens ist. Dieses Manifest ist keine Checkliste, sondern ein Arbeitsdokument. Anti-ableistisches Kuratieren braucht euch: Deswegen wünsche ich mir, heute oder zu einem anderen Zeitpunkt von allen behinderten und tauben Menschen in diesem Raum, die ihre Gedanken mit mir teilen möchten, zu erfahren, was sie brauchen. Was braucht ihr, die ihr dieses Video seht oder hört, um als Kunst- und Kulturschaffende aufzublühen? – vor, hinter, auf und neben der Bühne. Ich freue mich auf den Austausch.